

# Metamor phosen 23

Queer

QUEER IST EIN SCHLACHTFELD.

QUEER IS A RIOT.

QUEER IS NOT WEARING SHORT HAIR ANYMORE  
BECAUSE THAT'S WHAT STRAIGHT HIPSTERS  
STRAIGHT GIRLS DO AND YOU DO  
NOT WANT ANYONE TO DARE ASSUME YOU'RE STRAIGHT.

QUEER IST UTOPISTISCH.

QUEER WILL NOT HOLD.

QUEER IST TRAGISCH.

QUEER IST EIN FANDOM.

QUEER IS A WAY OF LIFE.

QUEER IST NICHT, MIT WEM DU SCHLÄFST.

QUEER IST IMMER UNZUREICHEND.

1  
Vorwort

4  
Queer:  
Ein subjektives  
Manifest

Eva Tepest

9  
my f\*  
moustache  
smiles on a  
billboard that  
advertises  
a trip I have  
no name for

Lynn Musiol

16  
Wie mich  
Bücher  
befreiten

Linus Giese

20  
Rahel & ich  
diskutieren  
beim kaffee

Rahel Mayfeld

24  
Batterie zum  
Anschließen  
der Liebe

Lars Werner

31  
Eva von Redecker

Im Gespräch

38  
Gedichte

Anna Hetzer

46  
nelke-schnee-  
wittchen & alfalfa

Karla Caspari

50  
II Lovers

Lisa Krusche

58  
Gedichte

Clara Heinrich

62  
Heidis Zähne

Magdalena Stammier

70  
Absence  
Management

Emma Wippermann

76  
Gather Up,  
Man Up

The Agency

84  
Die Dehnung  
entlang

Jasmin Meerhoff

90  
Wölleckes  
Wochen

Christian Wöllecke

94  
AutorInnen

96  
Impressum

# Queer: Ein subjek- tives Manifest

## 4

I belong to the future in my body  
jayy dodd

QUEER IST EIN SCHLACHTFELD. Queers werfen sich untereinander Ausverkauf an Mainstream, die Homonormativität oder die gleichgeschlechtliche Eheschließung vor. Die Politik- und Genderforscherin Patsy L'Amour la Love erklärt queer zur »Spielwiese heterosexueller Hipster«, während der AfD-Abgeordnete Jens Maier sich im Bundestag über die Stiftung Magnus Hirschfeld und »quere (sic) Personen in Deutschland« echauffiert.

Queer ist nicht vorstellbar ohne eine Geschichte von Kämpfen. Als englischsprachiges Schimpfwort im 19. Jahrhundert etabliert, bedeutet queer im anglo-amerikanischen Raum immer noch auf eine befremdliche Art merkwürdig. In den 80ern reklamierten Aktivist\*innen den Begriff im Zuge der AIDS-Krise für sich – aus der Act-up-Bewegung ging die Aktionsgruppe Queer Nation hervor, in deren Gründungsmanifest es heißt: »You as an alive and functioning queer are a revolutionary«. Queer begreift in sich die radikale Haltung wider die herrschenden Zustände, den Anti-Establishment-Impuls, das Randständige: QUEER IS A RIOT.

Gleichzeitig prägt den Begriff eine dynamische Wechselbeziehung zur Mehrheitsgesellschaft: Queer ist Ressource für die Kulturindustrie und oppositionelle Praxis zugleich. Im englischsprachigen Raum wurde queer in den 90ern zunehmend salonfähig. Dazu trug etwa Judith Butler mit ihrem Buch Gender Trouble bei, in dem sie auf den Schultern post-strukturalistischer, feministischer und psychoanalytischer Theoretiker\*innen einen subversiven, dynamischen Umgang mit der Zweigeschlechtlichkeit aufzeigte. In der Folge bereiteten New Queer Cinema, Queer Studies und Queercore den Weg für einen queeren Mainstream. In deutschen Diskussionen ist queer seit Mitte der Nullerjahre gebräuchlich. Hier fiel die subkulturelle und aktivistische Latenzphase aus: Die Selbstidentifikation von Marginalisierten ereignete sich nahezu zeitgleich mit der Vergitterung der Partykultur. QUEER IS NOT WEARING SHORT HAIR ANYMORE BECAUSE THAT'S WHAT STRAIGHT HIPSTERS STRAIGHT GIRLS DO AND YOU DO NOT WANT ANYONE TO DARE ASSUME YOU'RE STRAIGHT.

Mit der Allgegenwart von queer seit den frühen 2010ern zeichnete sich im deutschsprachigen Raum alsbald ein weiterer Konflikt ab, der in den USA ebenfalls schon seit den 90ern wütet. Denn die Identitätspolitischen Impulse aus dem angloamerikanischen Raum provozierten nicht nur Rechte. So warfen Aktivist\*innen, die der gleichen Szene angehörten und dieselben Bars besuchten, Queers die autoritäre Unterordnung unter eine reaktionäre Ideologie und den Verrat feministischer und schwullesbischer Errungenschaften vor. Sinnbildlich steht dafür die Auseinandersetzung um den Sammelband Beißreflexe.

Queers sehen sich somit von den Angehörigen ihrer eigenen Community angefeindet, dem anhal-

tenden Hass der Mehrheitsgesellschaft ausgesetzt und durch den kapitalistischen Ausverkauf bedroht. Die nachvollziehbare Gegenwehr macht queer zu einer immer verbisseneren Chiffre für eine vermeintlich klar abgegrenzte Identität: anti-rassistisch, anti-kapitalistisch, radikal. QUEER IST UTOPISTISCH.

Bin ich queer genug?

In diesem utopistischen Impuls bricht sich die Sehnsucht nach einer perfekten Identitätsposition Bahn, die sich gegen alle äußeren Feinde verteidigen lässt. Das ist verständlich. Und trotzdem Humbug. Könnte queer makellos bedeuten, müsste man die Menschen ausschließen, die das nicht sind. Also alle. Denn in einer beschissenen Welt ist keine Person perfekt. Das bringt die Theoretikerin Andrea Long Chu in ihrem gnadenlos smarten Verriss der Memoiren der Trans-parent-Schöpferin Jill Soloway auf den Punkt: »If the question is, »Can women and queers be pre-tentious assholes?«, She Wants It holds the answer.« Wir sind alle Arschlöcher, nur in unterschiedlichen Schattierungen. Wer behauptet, unbefleckt queer zu sein, werfe den ersten Stein.

QUEER WILL NOT HOLD, und das ist auch gut so. »Identität ist nicht nur ein Instrument, sich gegen die Funktionalisierung durch eine Dominanzkultur zu verteidigen. Sie ist auch monolithisch, dogmatisch und zutiefst unerotisch«, schreibt der Lyriker und Essayist Max Czollek in einem anderen Zusammenhang. Die Festschreibung von Identität führt zu einer konstanten Moralisierung und negiert radikale Vielfalt. Und sie baut Druck auf: »Bin ich queer genug?«, fragt etwa die Post-Pop-Band Frau Sammer. Dieser Druck ist gekennzeichnet durch die Strenge, mit der Marginalisierte sich selbst geißeln: das nie einlösbare Versprechen darauf, durch Unfehlbarkeit unangreifbar oder zumindest endlich in Frieden gelassen zu werden. Denn die Gesellschaft, in der wir leben, wird in absehbarer Zeit nicht aufhören, geschlechtliche und sexuelle Vielfalt zu verfolgen. QUEER IST TRAGISCH.

Queer – eine Phänomenologie

Queer als starre, identitäre Position ist empirisch und ethisch nicht aufrechtzuerhalten. Das Dynamische und das Vage machen den Reiz von queer aus. Queer bezeichnet eine sub-kulturelle Zugehörigkeit mit fluiden Kennzeichen und wechselnden Attributen. Bear with me: QUEER IST EIN FANDOM. Dieses Fandom ist geprägt durch eine spezifische Form der Ambivalenzbeziehung zum Heterosexismus. Ambivalent deshalb, weil der heterosexistische Imperativ von Geschlecht als »kaum entrinnbares Zwangssystem, das sich nur mit Mühe unterlaufen lässt« operiert. Und weil queer ihm die unbändige bis belläufige Sehnsucht entgegensetzt, dennoch davonkommen zu können.

Manifest

Jede, die offenen Auges durch unsere von toxischer Männlichkeit beherrschte Welt geht, kann nicht umhin, als die Krise der Geschlechterordnung festzustellen. Donald Trump, Jair Bolsonaro, Viktor Orbán: Alte weiße Männer verwirklichen ihre wahnhaften Vorstellungen von autoritärer Männlichkeit zum Leidwesen von Frauen, Queers, sozial Schwachen, Schwarzen Personen. »Heterosexuelle Melancholie hindert das männliche Geschlecht daran, um das Maskuline und seine Unfähigkeit zu lieben zu trauern.« Männer, die die Zurückweisung durch die Hand von Frauen nicht ertragen, töten. Queer bündelt das soziale Unbehagen über die Gewalt des Heterosexismus. Ich habe seit Jahren keine heterosexuell lebende Frau mehr getroffen, die sich nicht wünscht, auf Frauen zu stehen. Dieser Tage scheint es angesichts der politischen Weltordnung schwierig, nicht un petit peu queer zu sein. Wie manifestiert sich diese Sehnsucht?

QUEER IS A WAY OF LIFE. Eine spezifische Verkörperung von Begehren und Gender, die dem Heterosexismus ein Schnippchen schlagen will. QUEER IST NICHT, MIT WEM DU SCHLÄFST. Es ist, mit Charlotte Grief, eine Ansammlung von Gesten, viel mehr als eine Schablone.

Ein unvollständiger Index:

Ich sehe dich, einen dünnen silbernen Ring im linken Ohr.

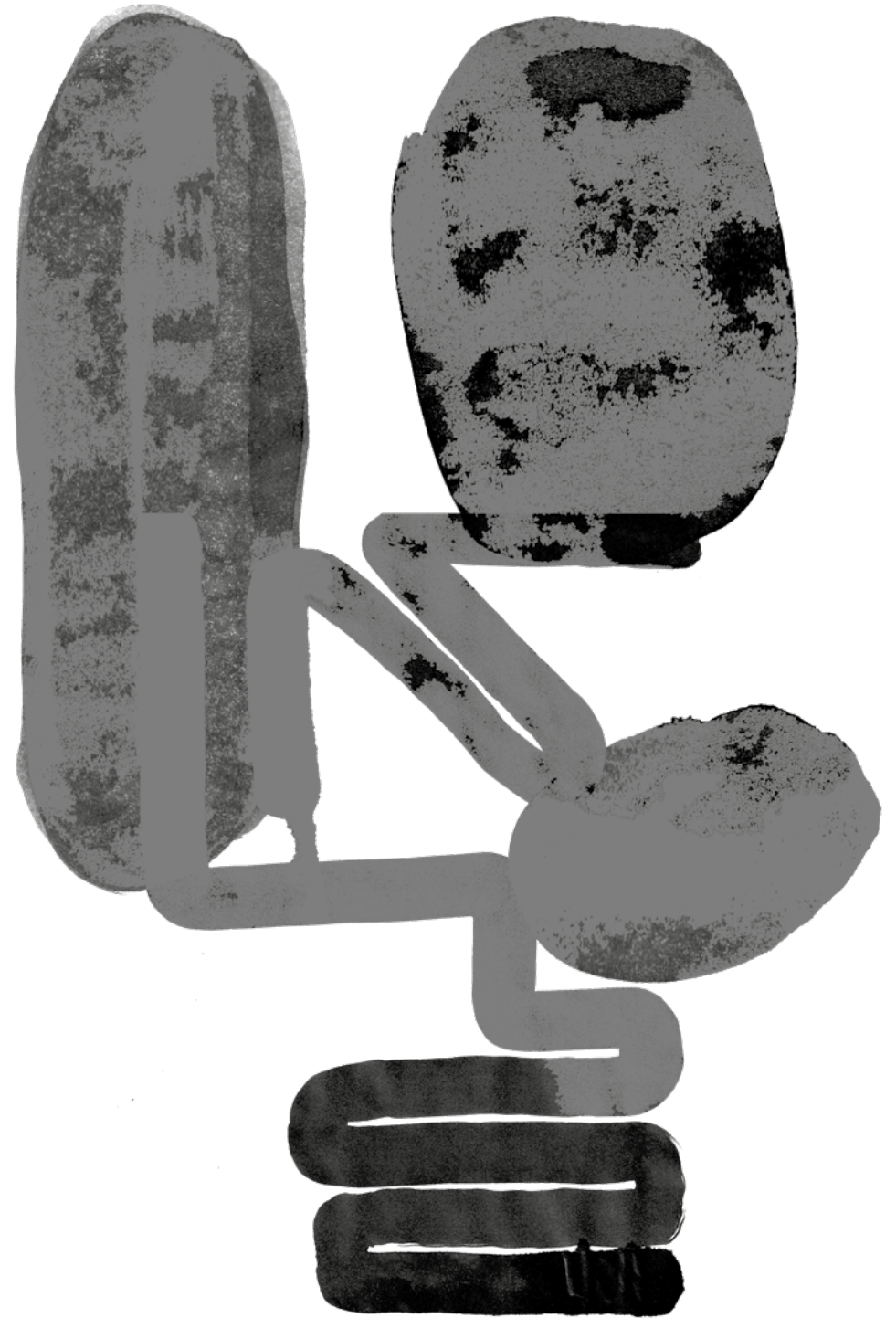
Ich sehe mich, in Kinderbildern, traurig, das s. Oliver-Shirt ein Emblem auf meiner Brust, daran zweifelnd, ob ich je eine Frau küssen werde.

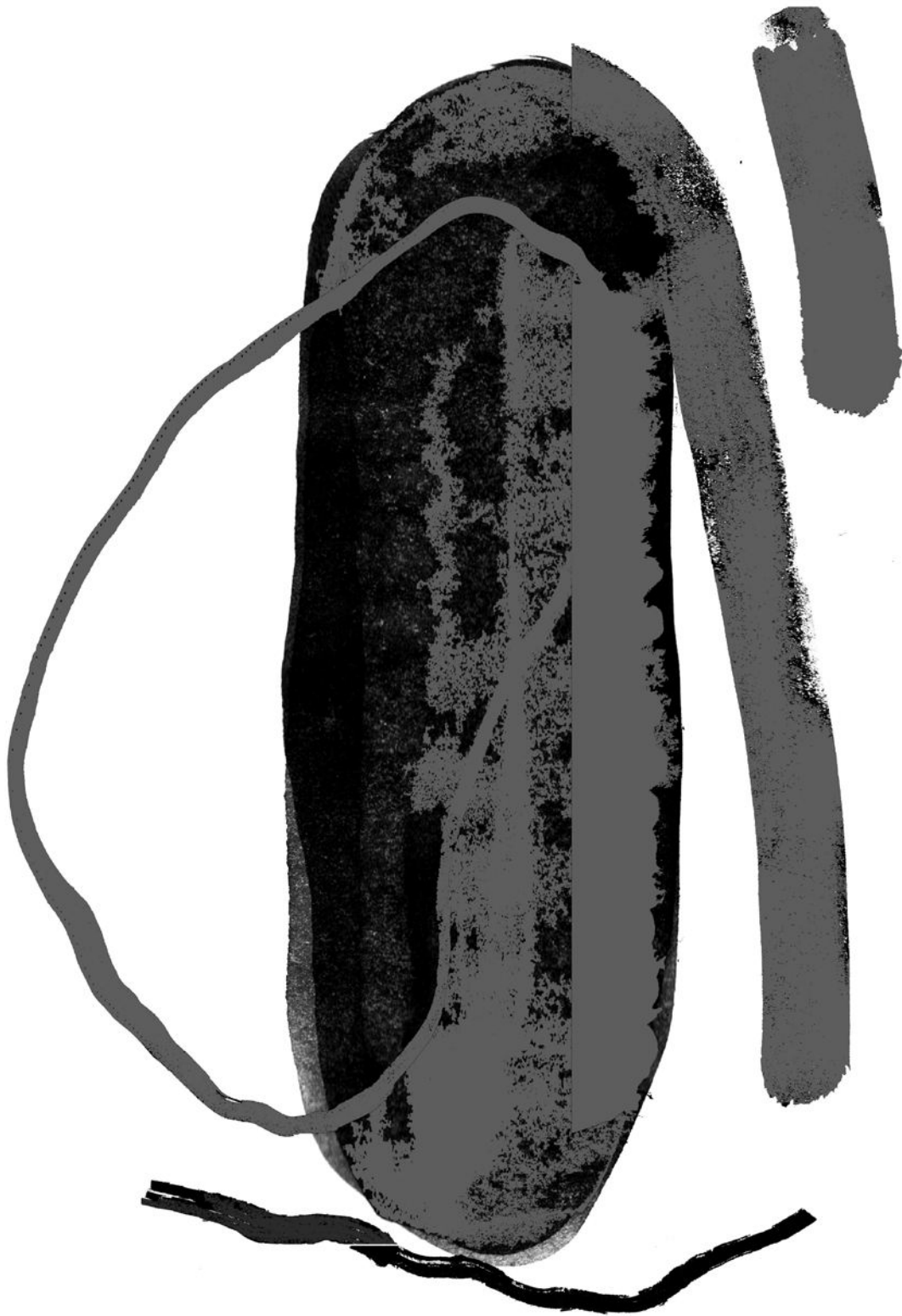
Ich sehe uns, um Worte ringend, inner world, outer world collapse, ein Fanal der Potenzialität.

Wo bleibt meine Revolte?

Eileen Myles beschreibt in seinem / ihrem lyrischen Roman Inferno Fotografien des schwulen Dichters Hart Crane: »He seemed to be gazing into another world. (...) That interested me. My father looked that way. I figured it meant that you were gay.« Für Myles kennzeichnet der Blick hinaus in eine andere Welt die Abweichung des Begehrens. Wie sieht dieser Blick aus? Er ist notwendigerweise immer etwas off, er gleitet an den beschämenden Begebenheiten ab. Nichts für gegeben nehmen zu können, birgt die Möglichkeit der Veränderung. Selbst negative Gefühle – die Scham der Kindheit, der Schmerz queerer Adoleszenz – stellen »a near-inexhaustible source of transformational energy« dar.

Das Patriarchat ist Hydra, die queere Verheilung uneinlösbar. In dieser Uneinlösbarkeit liegt eine Chance. Denn wer seine eigene Identität nicht ausfüllt, ist gefeit vor dem Joch, sie stabilisieren zu müssen. QUEER IST IMMER UNZUREICHEND. Wir müssen selber entscheiden, welche mangelhafte Form von queer wir sein wollen. Die Zukunft unserer Körper gehört uns.





my f\*  
moustache smiles  
on a billboard that  
advertises a trip  
I have no name for

What are you looking for, L.A.? Ich suche nach etwas, das sich hineinläuft wie zwei Hirsche, deren Geweihe aufeinanderschlagen. Das den Kopf nach oben hebt, einhellig, aufbäumend, schimmernd. Das dann so die Codes stützt, also den Raum entkleidet aus dem Buchstabengehege. Das Heilige als zerlumpter Tattergreis und den Bettelnden als Eros. Wie Sirenen, die ihre Stimmen schärfen und mit dem Raum eine Haut am Abend, eine Klage gebären, die so heißt

war ja im 19. Jahrhundert zart ölig, dann jarmanesk, jetzt fällt's unter dem Stroboskop Himmel auf dich drauf. Läuft runter vom Pastell und kleistert sich auf deine Haut, klebt zwischen deine Finger die Ekstase der Unvereinbaren. An der Bar diskutieren Schopenhauer und Kafka über das »Sehen«, schräg daneben wirft die Anzeigetafel fünf Jahre später ihr Gespräch in die Runde. »Mein lieber Herr«, sagt Kafka, »immer habe ich Lust die Dinge so zu sehen, wie sie sich geben mögen, ehe sie sich mir zeigen.« Schopenhauer bedient sich Kafkas Keywords in Parerga und Paralipomena. Sich der Welt einige Augenblicke so zu entfremden, »dass einem die allergewöhnlichsten Gegenstände und Vorgänge als völlig neu und unbekannt erscheinen. Ein Bruch, der ist nicht freeiii« – da klatscht's ans Fenster. Da schwappt's beatgetragen rein, bondaged sich an den Raum und den Raum an die Brust und die Brust an den Mund. Wird wohl Wort sein, das da auf sie tropft, nicht wahr, werden wohl Zeichen sein, die aus'm Raum hier fliegen, oder? Wenn man's entkleidet, dann ist der Bruch nicht fremd, tanzen die Unvereinbaren, die Disparaten, die Unsichtbaren in die Nacht, ladies, butches, dandys & queers. Hier leckt das Wort, hier knickt der Tag, hier bricht Asphalt so weg. Wie nackt die Wurzel, wie weich die Syntax, wie sämig die Farbe! Auf den dunklen Rändern trocknen Pronomen zu Silberfäden. Ein ganzer Vorhang zieht sich raus, faltet den Floor in die Nacht

war ja nie wirklich darauf aus, aus nem Schierlingsbecher »realism« zu trinken und auch jetzt nicht. Pink Narcissus ist der Dauerrenner in meinem DVD-Player, in den nächsten Wochen wird es vier Nachfolger geben, deren Kultstatus über das Subkulturelle hinausgeht. Go Fish (1994), Orlando (1992) und Tropical Malady (2004). Allen voran lässt Barbara Hammer mit ihrem Film Dyketactics (1974) die Medusa aus dem Gehege. Dyketactics ist die erste (westliche?) filmische Präsentation eines lesbischen Körpers, gefilmt von einer Lesbe. Der Film endet mit einer den Screen füllenden Vagina, worauf

Freud einige Jahre zuvor nach einem Drink räsoniert: »Nothing's more uncanny than a vagina!«

links neben den Tanzenden. Es ist dieser peinliche Moment, der sich gebricht in rötlich-bläulicher Färbung, wenn du relativ uneitel deinen Körper sehen lässt wie ein Caravaggio-ähnlicher Lichtwurf Unebenheiten freilegt. Zwischen den Plastikkirschblüten und Pfauenfedern an der Wand kippe ich meine Schultern nach hinten, ich fühl' mich more boyish than ever. Lauter eingefrorene Adjutanten, ruft es mir zu von draußen und zwinkert. Zwischen den schmalen, fädrigen Silberhängen löse ich mich aus meinem frame. Wie das wohl wird, wenn Rot auf Rosa kleckst, wohin das alles trieft, flüstert der Pfau, als sich dann mein Erzählstrang aus dem Nebel schiebt. Klär' ich, was es braucht, um ihm Form zu geben, L.A., wie das wirkt, wenn Wörter sämig sind und übereinander dann neu drauf

durch den Silbervorhang durchbrechen Torsos und Köpfe die Neonfassade in Florentinerrot und Lasurmagenta, Sci-Fi fanboys flanieren in ACE-Bandages, Seidenhemden fallen Straßenchic, Lippenstift trägt sich auf Bärten und Wangen, und mein Flaum, weich wie Sepia kleckst sich über den Mund hin zu deinem. Allem voran bin ich möglich, aber eher vorübergehend als affirmativ. Finde dann im durchlöcherten Hemd deine Hände, presse meine Fingerspitzen in dein Fleisch, das wie Raumaußen nicht tänzelt, sondern sich in gesteppte Leere lehnt. An meiner Brust da bin ich girlish, hältst mich als sei ich dein boy. I am the storm and I am the wonder tönen die Pailletten, and the flashlights, nightmares and sudden explosions stoßen einen zarten Körper ins undurchsichtige Blau

und an der Seitenwand entlang rufst du my cruising animal. (In einem leichten französischen Akzent) my cruising animal. Meine Hände deuten die Unebenheiten der Wand als eine Geste devoter Utopie. Silver Future leuchtet's über der Tür zum Klo, T. lacht's aus mir heraus, wie dosierst du das eigentlich, L.A.? Ein Stroboskopblock fährt über deinen Arm, zerläuft wie Butter auf deiner Haut. Eliza Douglas jr. lehnt mit ihren Armen am Türrahmen. Real talk? For me pride month always invokes loss, both linguistically (its absent referent: shame) and in the way it smooths out history in a drive toward unity and progress. Also die Seitenwand entlang, also schräg nach draußen taumeln, und dann schlägt's mit der Faust auf die Wange, kniet sich jemand hin, zieht seine Handflächen über

Brust, Hals, Ohr, schiebt sich umher, streckt das Bein nach oben, winkelt sich in völliger Durchlässigkeit der besetzten Schwere zu Unstetigkeit, greift an die Hüfte und zieht sich voran, zieht sich von hinten voran, geht rückwärts nach vorn und steht starr und glatt gebügelt im Erzählten? Ikonographischer Dolchstoß? Don't know, babe, but you know what? Maskulinität wird immer als gestohlen angesehen, gespielt, aufgesetzt, aufoktroiert, toxisch dämonisiert als Männlichkeit. My road: Taking my ideas of perceived masculinity and smashing them between my fingers into a fine, soft powder while I celebrate my own femininity

fällt ja schwer vom Mund ins Gegenwärtige. Versuchen ja weniger zu kleben, also die Unvereinbaren versuchen ja vielmehr neu zu weben, als was da ist. Also Scherben und Stumpen zu einem neuen Wort, das sanft gleitet vom wir. See, society constantly passes my glory holes [»o« is a glitterish synopsis by the way]. There are holes in the wood, holes in arguments, holes in teeth, holes in clouds, there are holes in the universe, holes in my body, holes as openings, as entrances, as infinite relations, as bits and pieces of connections, as waterproof, thermally or electrically resistant, holes as a distance, a gap, a line. My holes are cross-dressed, invisible, performative. Less static, rather fluid. My holes rise like balloons, sinking while mingling, glitterish, suburban, hyper-styled yet still quite street. There is a cityscape of fidgety words, public never trusts something in-between though. Try to catch a hole: It doesn't make sense, zitiert Eileen Myles L.A. in Marfa vor ihrem Werk, ja, läuft's da unweit des Floors aus (.) Worte(n), die nicht bei sich bleiben, hin zu einem Meer, das sich salzarm streckt, wo kein Zentrum weht. Wer weiß, aus was für einem Boden man da wächst, oder was das für eine Erde ist, in der wir da steh'n. Wie's draußen aussieht, wenn du nach innen schaust, brüllt's da aus einem Mund links neben meiner Schulter

also so ist das. Vom Mund sagen sie, vom Mund zieht's Wörter auf'n Rücken rauf. Angeschallt auf'm Puckel, und eingekerbt in Rundung setzen die sich fest und breiten sich aus. Breiten sich Zuschreibungen, Neusprech, pinkwashing, pride positive talk auf'm Puckel aus und lehnen sich in die Horizontale. [Hinten wummert der Sound, der aus Sirenen spricht ein Klagelied, [das wir ja hören], immer noch ein Lied über die Klage]

also sagt Travis, sagt Travis A. hier auf der Bühne. I was sitting in the bus, and a group of school children came on. It was a really packed bus and none of the kids wanted to sit next to me. You just sit there and you're pretending you can't hear it, the talk about me and then the kid that sat next to me was then laughed at by all the other children. I heard the kids say why is that man got coloured eyelashes, why is that man got lipstick on. There is a silence surrounding that attack. There wasn't the same response you would see if a different body was being harassed because I think what happens if we see trans or gender non-conforming people outside is we victim-blame them already for the environment we experience. We say: Here is this person outside and they have chosen to look like a freak. So the world would treat them like a freak and that's okay. It permeates into all of your life. Many trans and gender non-conforming people I know suffer severe anxiety, mental health issues, spending a lot of money on private transport in order to feel safe

queers'n cis, dykes'n bliss! [Queers'n cis, dykes'n bliss] pocht's auf den Kopfsteinpflastern, weißgepudert und ausgelagert rollt's dann aus den Mündern auf'n Hain, also den Körper. Also meinen. Was dann ist, wenn der Rücken kleiner wird, wenn das Wort sich türmt, wohin geht der See, wohin kippt das Wort dann, bricht der Körper weg. Weil angeschlagen der Körper ist doch. Weil der Umstand der Körperlosigkeit doch als Anschlag auf den Körper zu sehen ist, als eine Wand. Weil man Normen kaut, also Klischees trinkt und Labels schaufelt, weil's süßlich schmeckt und pudrig klebt an den Zähnen, die so ausfallen wie die Worte über Jahrhunderte

[lip synced Travis A.] Draußen schüttelt sich das Wort, kommt aus'm Gleichgewicht, streckt sich und fällt über. In der Herbstlandschaft um 1900 ist das Laub satt vom Wort, die Beständigkeit der Ereignisse sinkt in ihre eigene Gegenwart, wird doch versucht, das Durcheinander des Lebens durch Ordnung zu korrigieren. Unter den Füßen schieben sich Gedanken hin und her, ohne je ausgesprochen zu werden. Ihre Augen heißen Schein, ihre Weite versinkt im Land. Schaufelt's in sich rein und sieht nicht, was das ist und was er in den Händen hält. Das neue Jahrtausend, es ist ein Ideenkontinent, das da wächst aus dem Fenster, das da streckt seine Glieder. Es spricht Englisch und verewigt sich vielleicht. Beständigkeit schreibt den Raum und den Raum an die Brust und die Brust an den Mund. In den darauffolgenden Jahrzehnten wird Neuzeitlichkeit



die Welt durch ein Raster sehen – und sehen lassen. Das Geheimnis ihres Erfolgs beruht darauf, dass die Welt so sehen möchte: nicht ihre Ganzheit, ihre pulsierende Lebendigkeit, ihre unaufhörliche, amöbenartige Wandelbarkeit, sondern eine Aneinanderreihung von Ausschnitten und Segmenten.

Am Club, direkt neben der Bar, an der Kafka und Schopenhauer speisen, schält dünnes Glas die Nacht in zwei. Wie die Sirenen, die gebären mit dem Raum eine Haut am Morgen. Weich umspült die den Asphalt, der auf allen Vieren sorgsam die Füße zählte, die sich dem Floor näherten. Und im Floor, heißt auf der Haut, dann sorglos entfallene Wörter rausfegt. Die nimmt der Wind mit dem Mund auf, fallen aus dem Lila in die Luft, ganz stumm. Wie ein dünner, gedrungener Faden, der in den Himmel gleitet. Der zieht den Vorhang der Wolken auf, einen Wolkenaum, der in den Tag sich bricht einen Körper [er/sie/es/ex/they/them, wer weiß das schon]. Und trifft in jener Nacht auf L.A., die in der Schlange vorm Club steht. Das Wort, das sie da hält, wird weniger sichtbar sein als jener Tatbestand, der da lautet: You're accustomed to everyone having open call on your body outside.

# Wie mich Bücher befreiten

# 16

Seit eineinhalb Jahren arbeite ich in einem Buchladen und manchmal glaube ich, nicht nur Buchhändler zu sein, sondern auch Seelsorger. Viele Kunden und Kundinnen kommen mit konkreten Wünschen und Bedürfnissen zu mir – und klagen häufig, ein bestimmtes Thema oder Problemfeld, über das sie dringend lesen wollen, tauche in Büchern kaum auf.

Niemals werde ich die Mutter vergessen, die mir sagte, dass ihr Sohn ab und an ein Kleid im Kindergarten trägt – sie suchte nach einem Buch, mit dessen Hilfe er verstehen kann, dass er mit diesem Wunsch nicht allein ist. Ich werde nie die Tante vergessen, die ein Buch für ihren Neffen suchte, der kleiner ist als die anderen Kinder im Kindergarten und gemobbt wird – sie suchte ein Buch, durch das er versteht, dass alle Kinder unterschiedlich sind. Oder die Mutter, die ein Aufklärungsbuch suchte, um einer ihrer Töchter erklären zu können, dass ihre Schwester bisexuell ist. Das achtjährige Kind, das sich als non-binär identifiziert und Bücher sucht, in denen Kinder eine Rolle spielen, denen es genauso geht. Das vierjährige Mädchen, das im Rollstuhl sitzt und sich ein Bilderbuch wünscht, in dem es ein Mädchen gibt wie sie – ein Mädchen, das im Rollstuhl sitzt und dennoch stark, gewitzt und lebensfroh ist.

Was ich durch all diese Gespräche und das stundenlange Suchen nach diesen Büchern gelernt habe: Es ist überlebenswichtig für Kinder, sich in Büchern repräsentiert zu fühlen. Es ist überlebenswichtig, Geschichten zu lesen, durch die sie spüren können, dass sie nicht alleine sind und durch die sie erleben dürfen, wie es sich anfühlt, nicht falsch zu sein.

Als ich aufwuchs, hatte ich diese Bücher nicht. Ich hatte kein Buch über ein Kind, das sich sicher war, ein Junge zu sein – auch wenn alle anderen glaubten und sagten, es sei ein Mädchen. Ich hatte kein Buch, in dem mir erklärt wurde, dass ich mir einen Jungennamen aussuchen darf und dass ich meine Freunde und Freundinnen darum bitten darf, das männliche Pronomen für mich zu verwenden. Ich hatte keine Aufklärungsbücher, Sexualität kam bei uns zu Hause nicht vor. Ich hatte kein Gefühl für meinen Körper, kein Verständnis für seine Bedürfnisse. Das einzige, an das ich mich erinnere, ist, dass ich mich abends ins Bett legte und vor dem Einschlafen betete, mir möge über Nacht bitte ein Penis wachsen. Und, wie ich jeden Morgen an mir herunterschaute und jedes Mal wieder enttäuscht darüber war, dass mein Wunsch nicht in Erfüllung gegangen war. Ich hatte keine Bücher, in denen Kinder wie ich vorkamen – und ich hatte keine Eltern, die in eine Buchhandlung gingen, um danach zu fragen.

Antworten auf die Frage, wer ich sein möchte und wie ich leben und lieben kann, habe ich seit jeher in Büchern gesucht. Für mich ist Literatur ein Ausweg – nicht aus dem Leben heraus, sondern ins Leben hinein. Bücher bieten die Möglichkeit, einen Blick in andere Leben zu werfen und dabei Orientierung und Anleitung zu erhalten. Doch in den Büchern, die ich

las, als ich zum Teenager wurde, gab es keine Menschen wie mich. Ich fand keine Vorbilder für das, was ich fühlte. Als ich so alt war, dass ich mir meine Bücher selbst in der Bibliothek aussuchen durfte, entdeckte ich das Regal für Frauenliteratur.

Dort stand interessanterweise nicht das, was man heute gemeinhin unter dem Begriff »Frauenliteratur« versteht. Im Gegenteil: Hier fand ich feministische Romane und lesbische Liebesgeschichten. Bücher, in denen ich zum ersten Mal erfuhr, dass es so etwas wie gleichgeschlechtliche Partnerschaften geben darf. Ich las Boys don't cry (1996) von Aphrodite Jones und Stone Butch Blues (1993) von Leslie Feinberg. Beide Bücher halfen mir dabei, herauszufinden, wer ich bin und wer ich gerne sein möchte. Sie erzählen davon, dass Geschlechterrollen nicht festgelegt sein müssen. In beiden Büchern erfuhr ich zum ersten Mal davon, was es bedeuten könnte, trans zu sein.

Dieser Text soll ein Zeugnis meiner queeren Lesegeschichte sein, die mit diesen beiden Büchern begann. Doch meine Lesegeschichte ist auch untrennbar mit meiner Lebensgeschichte verbunden: Bücher gaben mir schon immer Halt und Orientierung, doch sie schafften es damals nicht, mir ein neues Leben zu ermöglichen. Ich kann nicht vergessen, wie ich die beiden Bücher las und danach am Bibliothekscomputer nach weiteren Informationen suchte und die ganze Zeit dachte Ja, das bin ich! Das bin doch ich! Und ich kann nicht vergessen, wie ich meinen Eltern einen Stapel Papier hinlegte und wie sie sagten Nein, das bist du nicht – das darfst du nicht sein. Mein halbes Leben lang glaubte ich ihnen.

Heute lebe ich als trans Mann. Es dauerte einunddreißig Jahre, bevor ich den Schritt in ein neues Leben wagen durfte. Mein Coming-Out fühlte sich an wie eine Befreiung, das zentnerschwere Gewicht auf meiner Brust war plötzlich weg. Im Rückblick fällt es mir schwer zu erklären, wie es zu meinem Coming-Out kam – ich glaube, so etwas kann einem auch kein Buch erklären. Irgendwann fühlte es sich so an, als hätte der Junge in mir damit begonnen, Steine gegen meinen Brustkorb werfen, von innen, um endlich gehört zu werden. Ich fing an, mir selbst ins Ohr zu flüstern, dass ich das alles darf – ich darf mir Boxershorts kaufen, ich darf in die Herrenabteilung gehen, ich darf nach Büchern suchen, die mir helfen können, mein Leben, meine Geschichte, meine Identität besser zu verstehen. Seit einem Jahr kann ich nicht damit aufhören, nach Büchern zu suchen, in denen Menschen wie ich ihre Geschichte erzählen: Menschen, die darum kämpfen mussten, herausfinden zu können, wer sie sind.

Wer heterosexuell und cis ist, sich also mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifiziert, findet ohne Mühe Literatur, in der er oder sie repräsentiert wird und kennt das Gefühl nicht, im Buchladen zu stehen und keine Bücher finden zu können, in denen er selbst vorkommt – nicht als Problemfall, sondern als ganz normaler Baustein einer Geschichte.